

Vortrag im Museum Allerheiligen am 20. Mai 2010

Vom dummen Huhn bis zur Zeitungsentente – der Vogel in der Sprache

von Christian Schmid, Schaffhausen

Für einen Wortinteressierten kann es keinen reizvolleren Auftrag geben, als über den Vogel in der Sprache zu schreiben. Allein schon in den Bezeichnungen der einzelnen Vogelarten könnte man sich verlieren, bei den sprachlichen Nachahmungen der Gesänge oder Laute, welche Vögel machen, vom Gurren der Tauben, über den Finkenschlag bis zum Gesang der Nachtigall, lauschend verharren, den Liedern, den Geschichten, Mythen, Sagen und Märchen, die sich um Vögel ranken, könnte man nachgehen, die Prägungen, Ausdrücke, Redensarten und Sprichwörter, welche mit Vögeln zu tun haben, bis in den letzten Winkel der Sprache aufstöbern, dem sprachlichen Vogelzug über die Grenzen der eigenen Sprache hinaus folgen. Alles wird in dieser Stunde nicht möglich sein, aber einiges schon.

„Der Vogel, Plural die Vögel, Diminutiv das Vögelchen, oberdeutsch Vögelein“, schreibt Johann Christoph Adelung in seinem Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, sei

„eine allgemeine Benennung der zweyfüssigen mit Federn und Flügeln versehenen Thiere, welche den Ort vermittelst des Fliegens verändern, welches letztere auch der Grund ihrer Benennung ist. Raubvögel, Wasservögel, Sumpfvögel, Waldvögel. Das Collectivum lautet Geflügel, ehemals auch Gevögel. Am häufigsten versteht man unter dem Nahmen Vogel diejenigen Thiere dieser Art, welche gewöhnlicher Weise wild leben, indem man diejenigen Arten, welche der Mensch als Haustiere zu erziehen pflegt, als Hühner, Gänse, Änten, die Tauben etwa ausgenommen, nicht leicht Vögel nennt, ob man sie gleich unter dem allgemeinen Nahmen des zahmen Geflügels begreift.“

Das ist sicher eine ältlich klingende, aber dennoch wunderbar präzise, mit feinem Sprachgefühl gesetzte Umschreibung des mit dem Wort *Vogel* Bezeichneten. Sie stimmt heute insofern nicht mehr, als wir Vogelarten kennen, die nicht fliegen können: den Pinguin, den Emu und den Strauss, der auch

schon bei uns zum Haustier und Fleischlieferanten geworden ist. Zudem sagt diese Definition nicht, dass in manchen Mundarten *Vogel* nicht nur Vögel bezeichnet, sondern als *Summervogel* und *Muetergottesvogelti* den Schmetterling, als *Chabisvogel* den Kohlweissling, als *Määlvogel* den Nachtfalter, als *Martisvögeli* das Marienkäferchen, als *Nachtvogel* die Fledermaus und als *Schabevögeli* die Kleidermotte. In traditioneller Mundart konnte man dem Bienenschwarm *Vogel* sagen oder von einem schwachen Bienenvolk behaupten *dr Imb hät weenig Vögel*.

Vogel ist ein Erbwort, kommt also aus dem Germanischen. Seine weitere Herkunft ist ungewiss; von *fliegen* lässt es sich kaum ableiten und seine Herleitung von einer Wortwurzel **pu-* mit der Bedeutung „kleines Tier“ ist ungewiss. *Vogel* hat Verwandte in niederländisch *vogel*, schwedisch *fågel*, isländisch *fugl* und englisch *fowl*, welches im heutigen Englischen aber nur noch das Haushuhn bezeichnet. Die allgemeine Bezeichnung für Vogel im Englischen ist heute *bird*. Die Herkunft dieses Worts, das älter *brid* lautete und den Jungvogel bezeichnete, ist unklar; es kommt in keiner anderen germanischen Sprache vor.

Französisches *oiseau*, älter *oysel*, geht auf spätlateinisches *aucellus* zurück, einer synkopierten Form von *avicellus* und das ist der Diminutiv von *avis* „Vogel“. Italienisches *uccello* hat dieselbe Herkunft.

Vogel, das Gattungswort für flugfähige gefiederte Tiere, ist sehr sprachmächtig. Seine Verwendung in unserer Sprache zeigt schon früh, dass wir dem Vogel eine ganz spezielle Freiheit zuschreiben, weil er leicht und beweglich ist, sich vom Boden lösen und fliegen kann. Wenn wir uns sehr wohl fühlen, ist uns *vögeliwool* oder wir haben es *wie d Vögel im Hanfsaame*. Bereits im späten Mittelalter hiess *das Vögele lassen sorgen*, *s Vögeli la sorge* oder *das gut Vögelein sorgen lassen* „sorglos in den Tag hinein leben“.

Beim Wort *vogelfrei* wendet sich die Freiheit allerdings ins Negative. Als *Vogelfreiheit* bezeichnet man seit dem 16. Jahrhundert die Schutz- und Rechtlosigkeit der Geächteten; das Wort bezieht sich vermutlich darauf, dass der getötete Schutz- und Rechtlose unbeerdigt ein Frass der Vögel wird. *Dem Vogel im Luft erloubt sin* lautete die Formel. Eine Schweizer Quelle aus dem 17. Jahrhundert sagt das so: „Der ist hiemit dem Vogel im Luft erloubt, dass, welcher solchen entleibet, hat wol getan.“

Wir bezeichnen ganz allgemein Menschen, die nicht ganz so sind wie wir, als *Vögel*. Die Charakterisierung ist meist gutmütig, neigt aber dem Negativen zu. Bereits im Latein der Antike bezeichnete *rara avis* bei Aulus Persius Flaccus und bei Juvenal einen seltsamen, eigentümlichen Menschen. Luther bezieht den Ausdruck *seltsamer Vogel* als erster in deutscher Sprache auf einen Menschen. In der Schrift „Von weltlicher Obrigkeit“ schreibt er: „Und solt wissen, das von anbegynn der welt gar eyn seltzam vogel ist umb eyn klugen fursten, noch viel seltzamer umb eyn frumen fursten“.

Wir fragen *was ist das für ein Vogel* oder *was hat der Vogel wieder angestellt*, sprechen vom *lustigen, losen, lockeren, komischen, sauberen, seltsamen, schrägen, linken* und *fremden Vogel*, sagen *der Vogel ist ausgeflogen*, wenn ein Gesuchter geflohen ist, und behaupten *man weiss ja, was das für Vögel sind*. Der *Spassvogel* ist der Spassmacher, derjenige, der immer lustige Einfälle hat, der *Glücksvogel*, der vom Glück begünstigte Mensch, *ds Goldvögeli* die reiche Tochter, der *Nachtvogel* der Nachtschwärmer, der *Pechvogel* oder *Unglücksrabe* der vom Unglück verfolgte, der *Wandervogel* der Wanderfreudige.

Das Wort *Wandervogel* bezeichnet ursprünglich den „Zugvogel“. Johannes Leunis ordnete noch Mitte des 19. Jahrhunderts die Vögel in Stand-, Strich- und Zug- oder Wandervogel ein. Der Mensch, der fortzieht oder umherzieht, wird dem Wandervogel verglichen und schliesslich selbst als Wandervogel bezeichnet wie beim Autor Gustav Freytag, der schreibt: „Härtel, eine feinbesaitete Künstlernatur, der in seinem schöngebauten Hause viele Wandervogel der bildenden Kunst und Musik aufnahm.“ Um 1900 entsteht in Berlin-Steglitz die *Wandervogelbewegung* als romantische, naturverbundene Jugendbewegung. Sie wurde nach dem 1. Weltkrieg völkisch radikalisiert und von den Nationalsozialisten schliesslich in die Hitlerjugend zwangseingegliedert.

Wir beziehen den *Vogel* auch ganz handfest auf Menschen, wenn wir *den Vogel zeigen* oder von jemandem behaupten, *er habe einen Vogel*, und damit meinen, „er sei verrückt“. In seinem Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten behauptet Lutz Röhrich, nach altem Volksglauben werde die Geistesgestörtheit durch nisten von Tieren im Kopf verursacht, seien das nun Vögel, Grillen, Mäuse, Würmer oder es *Güegi*.

Gegen diese Erklärung spricht die Tatsache, dass die Redensart *einen Vogel haben* jung ist. Im Artikel „Vogel“ im 1. Band des Schweizerdeutschen Wörterbuchs von 1881 fehlt sie. Nach Siegmund Wolf stammt sie aus der Gaijnersprache der 1920er-Jahre, geht von Berlin aus und ist verballhorntes Jiddisch. Aus jiddisch *du haisstn Weokal* „du bist ein ganz Verdreher“ wurde deutsch *du hast einen Vogel*.

Woher die Geste des Vogelzeigens stammt, d. h. das Tippen oder Bohren mit dem Zeigefinger an die Schläfe, um zu sagen „du spinnst“ oder „du bist verrückt“, ist nicht klar, obwohl sie einen teuer zu stehen kommen kann. Das Hamburger Abendblatt vom 2. November 2009 behauptet: „'Vogel zeigen' kostet bis zu 750 Euro.“

Die Sprichwörter und Redensarten, in denen das Wort *Vogel* vorkommt, sind so zahlreich, dass wir hier nur auf ausgewählte Beispiele eingehen können. Die Redensarten *die Vögel pfeifen es von den Dächern* „es ist allgemein bekannt“, *das hat mir ein Vögelchen gesungen* „ich habe es erfahren, woher will ich nicht sagen“ weisen auf den alten Volksglauben, Vögel würden den Menschen Mitteilungen machen oder ihn warnen. Früher konnte einer, der warnen wollte, sagen: *Es chunt glii es Vögeli u pfiift no luter*.

In vielen Sagen, Märchen und Liedern kommt das Motiv des Geheimnisse ausplaudern, informierenden oder warnenden Vogels vor; das Motiv des Totenvogels, der Sterben ankündigt, ist heute noch verbreitet. Eine wunderbare Variante dieses Motivs verwendet Walter von der Vogelweide im Minnelied „Unter der Linde“, in dem ein Mädchen erzählt, wie es mit seinem Freund unter der Linde im Gras lag. Die Letzte Strophe lautet:

*Daz er bî mir læge,
wessez iemen
(nû enwelle got!), sô schamt ich mich.
Wes er mit mir pflæge,
niemer niemen
bevinde daz, wan er und ich,
und ein kleinez vogellîn -
tandaradei,
daz mac wol getriuwe sîn.*

Dass er bei mir lag,
wüsste das jemand
(das wolle Gott nicht!), dann würde ich mich schämen.
Was er mit mir tat,

das soll nie jemand
erfahren, außer er und ich
und ein kleines Vöglein,
tandaradei,
das kann wohl verschwiegen sein.

Wir können diesen Abschnitt im Minnelied als Sonderfall des Botenvogelmotivs interpretieren. Die beiden Liebenden haben sich gefunden, und da hat der Vogel, der Zeuge ihres Zusammenseins ist, nichts mehr auszulaudern. Das Motiv des Vogels, der als Bote zwischen zwei Liebenden amtet, ist seit der Antike bekannt. Hier als Beispiel ein österreichisches Volkslied aus dem 19. Jahrhundert:

- Kimmt a Vogerl geflogen, setzt sich nieder auf mein Fuss,
hat a Zetterl im Goscherl und vom Diarndl an Gruss.
- Hast mi allweil vertröstet uf die Summeri-Zeit,
und der Summer is kimma und main Schatzerl ist weit.
- Daheim ist mein Schatzerl, in der Fremd bin i hier,
und es fragt halt kein Katzerl, kain Hunderl nach mir.
- Liebes Vogerl flieg weiter, nimm an Gruss mit, an Kuss,
und i kan di nit b'glaita, wail i hier blaiba muss.

Wer den grössten Erfolg hat, hat *den Vogel abgeschossen*. Diese Redensart kommt aus dem mittelalterlichen Schützenwesen. Man schoss mit der Armbrust um die Wette auf einen Holzvogel, der auf eine Stange montiert war. Wer den Vogel abschoss, wurde Schützenkönig.

Alt ist auch die Redensart *Vogel friss oder stirb* „es gibt keine andere Wahl; man muss tun, wozu einen die Gegebenheiten zwingen“. Sie stammt aus der Zeit des gewerbsmässigen Vogelfangs und Vogelhandels im Mittelalter und der frühen Neuzeit. Auch Luhter brauchte sie: „Wie du wilt, Vögelin, wilt du nicht essen, so stirb.“ Denselben Hintergrund haben die Redensarten *es Vögeli faa* „einen grossen Gewinn machen“, *si cha nid Vögel faa* „sie ist nicht sehr gescheit“, *mit dem chammer kei Vögel schüüsse* „er ist nicht der Gescheiteste“, *si het de Vogel im Schlaag* „sie hat ihn in ihrer Gewalt“ und *auf den Leim gehen*, das sich auf den Vogelfang mit Leimruten bezieht.

Weit verbreitet waren früher die Redewendungen *das gaat nid Vogel über Tach* „das geht nicht so schnell“, *machs nu Vogel über Tach* „mache es nur oberflächlich“, oder *mir makes nid Vogel über Tach* „wir haben es uns gut überlegt“.

Schliessen will ich den Abschnitt über das Wort *Vogel* mit der Bemerkung, dass vor 500 Jahren das Verb *vogeln* bzw. *vogle* drei Bedeutungen hatte, nämlich erstens „den Vögeln nachstellen“, daher der Beruf des *Voglers*, des Vogelstellers, der uns heute noch in Familiennamen begegnet. Zweitens „sich begatten, von Vögeln“ und drittens, im übertragenen Sinn, „sich begatten, von Menschen“. Die Etymologen wissen nicht genau, ob die Bedeutungsübertragung direkt geschah oder ob das Verb *fegen* zum Iterativ *fegeln*, *figle* gemacht und dann mit *Vogel* vermischt wurde zu *vogeln*, *vögel*. Damit ist das Nötige gesagt; Sie können sich entspannen und müssen sich nicht mehr fragen: Sagt er etwas dazu oder nicht.

Wechseln wir zum *Huhn*, dem wichtigsten domestizierten Geflügel, denn da sind die zugehörigen Verben *hüennere*, *umehüennere*, *verhüennere* fast jugendfrei, erwecken aber die Vorstellung der Kopflosigkeit. Wer *hüenneret* werkelt herum, ohne voranzukommen, geht ziellos wohin, *er hüenneret über d Schtraass*, oder treibt sich herum, manchmal mit sexuellen Absichten, *tuet umehüennere*, und wer etwas *verhüenneret*, legt es aus Nachlässigkeit oder Leichtsinn an einen Ort, an dem er es nicht mehr findet, *si het d Brüuue verhüenneret*, oder er bringt etwas in Unordnung: *er hät di ganz Aarbet verhüeneret*.

Es lässt sich nicht leugnen, in unserer Sprache ist das Huhn nicht mit Intelligenz gesegnet, es ist dumm, so dumm, das wir bei einem ausgesprochen dummen Ansinnen sagen: *Da lachen ja sogar die Hühner*. *Tumms Huen* ist ein Schimpfwort, das nur wenig freundlicher ist als *tummi Gans*, aber viel freundlicher als *tummi Chue*. Überhaupt können wir Frauen despektierlich als *Hüenner* bezeichnen und über einen Mann mit ungeliebter Frauenentourage spotten *er isch mit sim ganze Hüennerhoof choo*.

Das Huhn neigt – so sehen wir Menschen es – nicht gerade zur Ordnung und hinterliess seine Visitenkarte auch dort, wo man sie nicht haben wollte, als es noch freien Zugang zur Bauernküche hatte. Uns hielt man jedenfalls dazu an *nid aus la z lige wi d Hüenner dr Dräck*.

In der traditionellen Bauernwelt, in der das Huhn allgegenwärtig war, kam es im Schatz der Redensarten sehr oft vor. Zu vorlauten Kindern sagte man *du chascht de wider rede, wenn d Hüener brünzlid*. Man ging *mit de Hüenner i ds Bett u mit em Güggu uuf*. Das Huhn galt als gefrässig, deshalb sagte man

es *Huen het ee es Määs Haber gfrässe weder es Ross*. Über einen eingebildeten Kranken spottete man *er isch so chrank win es Huen, er ma ässe u nüt tue*. Oder man klagte *was han i vom e Huen, wo eis Ei leit und zwei frisst*.

Auf unseren Körper bezogen wird das Huhn mit Erscheinungen in Zusammenhang gebracht, die eher unangenehm oder unvorteilhaft sind: Eine *Hühnerbrust* ist eine meist rachitisch bedingte Verformung des Brustkorbs mit keilartigem Vorspringen des Brustbeins und seitlicher Eindellung im Bereich der Rippen. Und die macht keinen Adonis. Wenn wir in der Schweiz *Hennehut, Hüennerhut* oder *Hühnerhaut* haben, friert uns so wie die übrigen Deutschsprachigen, die *Gänsehaut* produzieren. Das *Hühnerauge* plagt uns an den Füßen. Mundartlich kann das neben dem *Hüenneroug* auch ein *Chrääienoug* oder ein *Ägerschtenoug* sein. Seine Bezeichnung hat die Verhärtung daher, dass sie an der Oberfläche wie ein Vogelaug aussieht. *Hühnerauge* ist nicht, wie oft behauptet wird, aus *hürnen Auge* entstanden. Bei den Römern hiess das Ding einfach *clavus* „Nagel“ und in der älteren deutschen Sprache nannte man es *Lichdorn* „Körperdorn“.

Positiver als das Huhn kommt die *Glucke* weg, *d Gluggere*, die ihre Bezeichnung den Glucklauten verdankt, die sie von sich gibt. Sie gilt als gutes Muttertier, deshalb sagt man von einer Mutter *si isch e Gluggere* oder *si luegt zu irne Ching win e Gluggere*.

Der *Hahn* schliesslich ist in unserer Vorstellung nicht nur *Hahn im Korb*, weil er über eine ganze Hühnerschar herrscht, er gibt dem Huhn auch den Namen. Das Wort *Hahn* ist verwandt mit dem lateinischen Wort *canere* „singen“ und meint ursprünglich einfach „der Sänger“. *Huhn* ist eine Zugehörigkeit signalisierende Vriddhi-Bildung zu *Hahn* und meint einfach „das zum Hahn Gehörige“. Obwohl der Sänger, also der Hahn, in natura kräht wie ihm der Schnabel seiner Gattung gewachsen ist, klingt das in verschiedenen Sprachen doch ganz unterschiedlich. Deutsche Hähne singen *kikeriki*, berndeutsche *ggüggürüggüü*, französische *cocorico*, italienische *chicchirichi*, englische *cock-a-doodle-doo*, holländische *kukeleku*.

Der einzige Mann unter lauter Frauen ist *Hahn im Korb*. Diese Redensart verweist entweder auf den Hühnerhof, auf den Korb, in dem das Federvieh zu Markt getragen wird oder auf den Transportkorb eines Preis- oder Kampf-

hahns. Belegt ist die Redensart bereits im 16. Jahrhundert beim deutschen Spruchdichter und Meistersänger Hans Sachs.

Wer *Hahn ist auf seinem Mist* ist Meister seines Besitzes, auch wenn er klein ist. Diese Redensart ist bereits in der Antike belegt bei Seneca, der sagt: *Gal-lus in suo sterquilino plurimum potest*. Das entspricht dem französischen *être hardi comme un coq sur son fumier* und dem englischen *the cock is master on his own dunghill*. Wer *fremde Hähne auf seinem Mist kratzen lässt*, erlaubt fremde Eingriffe in sein Privatrecht. Wer da ist, *wo kein Hahn kräht*, ist weit weg von jeder menschlichen Siedlung, und um eine Sache, *nach der kein Hahn kräht*, kümmert sich niemand. Das alte Rechtssprichwort *wo kein Hahn kräht, da ist die Henne* meinte die weibliche Erbfolge: Wo kein männlicher Erbe ist, erbt die Frau.

Den *roten Hahn*, den man jemandem aufs Dach setzen kann, kennt man auch im Französischen *faire chanter le coq rouge* und im Englischen *the red cock will crow in his house*. Er ist Sinnbild für das Feuer und geht wohl auf die Eigenschaft des Hahns zurück, frühmorgens zu krähen, wenn sich der Himmel rötet.

Den Hühnerhof verlassen will ich mit dem *Kapaun*, dem kastrierten Hahn, der im Mittelalter und der frühen Neuzeit als sehr leckere Speise geschätzt wurde. In Johann Georg Krünitz' um 1800 entstandenen Ökonomischen Encyklopädie lesen wir:

„Der Kapaun, oder der Hahn, wenn er gekappt und hernach gemästet worden ist, ist zu aller Jahrszeit eine vortreffliche Speise, und verdient alsdann selbst vor dem Hühnerfleische den Vorzug. Sein Fleisch ist so zart, so kräftig und nahrhaft, und sein Fett so milde und gesund, dass man einen Kapaun den Schwindsüchtigen und allen Kranken mit Nutzen empfiehlt.“

Traditionell durften nur diejenigen Häuser Kapaun servieren, die das Taver-nenrecht hatten. Heute ist er nicht mehr so bekannt, wird aber in einigen Gasthäusern immer noch als Hausspezialität angeboten, z. B. auf dem Bla-senberg bei Zug.

Die *Gans* und den *Gänserich* oder *Ganter* lassen wir links liegen, sagen dazu nur, dass sie ihre mit *gähnen* und *gine* verwandte Bezeichnung nach ihrem zischenden Verteidigungslaut bekommen hat und dass wir ihr nicht nur das *Gänsefüsschen* und den *Gänsemarsch* verdanken, sondern auch die italieni-

sche und die französische Bezeichnung für Leber, *fegato* und *foie*. Sie sind abgeleitet von lateinisch *ficatum*, was so viel heisst wie „die mit Feigen Gestopfte“, weil man Gänse mit Feigen zu mästen pflegte.

Die *Ente* und der *Enterich* oder *Erpel* haben sich in unserer Sprache nicht arg breit gemacht. Ihr Gang gefällt uns nicht besonders, deshalb können wir von jemandem behaupten *er watschelt wie eine Ente*. Vorlautes, nicht endenwollendes Geschwätz kann man als *Äntegschnäder* abtun. Aus meinen Jugendjahren in Basel ist mir die Erinnerung geblieben, dass man nicht nur ein hervorstehendes weibliches Hinterteil *Äntefuudi* nannte, sondern auch der Frisur der Halbstarken, die Mitte des letzten Jahrhunderts ihre fülligen Haare beidseits nach hinten klebten, dass sie in einem senkrechten Damm aufeinandertrafen, der dem flauschigen Pürzel einer Ente glich, als *Äntefuudifrisuur* bezeichnen konnte.

Einer eindeutigen Erklärung entzieht sich bis heute die *Ente*, welche die „Zeitungslüge“ meint. Sie entspricht französischem *canard*, dem laut französischer Etymologie die Redensart *bailler un canard à moitié* für „täuschen“ zugrunde liegt. Aus dieser Redansart aus dem Ende des 16. Jahrhunderts entwickelte sich *canard* mit der Bedeutung „Täuschung“. Seine Bedeutung wurde erweitert zu „Lügenblatt“, welche die satirische Zeitschrift *Le canard enchaîné* humoristisch übernimmt, und schliesslich zu „Zeitungslüge“.

Dennoch nimmt der Kluge, das grosse etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache, zu Recht an, dass *Ente* keine Lehnübersetzung aus dem Französischen ist. Bereits Luther schrieb, endlich komme es dahin, dass „an stat des evangelii und seiner auslegung widerumb von blaw enten gepredigt wird“; mit *blaue Enten* meint er „erlogene Dinge“. Sebastian Frank spricht im 16. Jahrhundert von *blauen Enten*, wenn er „erlogene Geschichten“ meint, und Hans Sachs zur selben Zeit von *Entenmäre*. Im 16. Jahrhundert nannte man einen Winkeladvokaten auch *Entenmeier*. *Ente* mit der Bedeutung „Lüge“ ist also im 16. Jahrhundert ausreichend belegt, wenn auch nicht genau auszumachen ist, wie das Wort diese Bedeutung entwickelte. Alle späteren Erklärungsansätze, wie derjenige aus dem 19. Jahrhundert, der behauptet, dass *Ente* auf die Buchstaben n.t. als Kürzel für *non testatum* „nicht bestätigt“ zurückgehe, sind jedoch hinfällig.

Bevor wir uns von Haus und Hof wegbegeben, dorthin, wo die wilden Vögel leben, müssen wir noch einen Abstecher in den Taubenschlag, *ds Tubehuus* machen. Da fliegen die Tauben pausenlos ein und aus, *es geit zue wi im ene Tubehuus*. Die Tauben *gurren* oder *rugge*, wie ich auf Berndeutsch sage: *rugguu, rugguu, ruggediguu*. Auffällig ist, wie der *Täuberich*, der *Chuter*, um Tauben wirbt; er tanzt nervös um sie herum, deshalb können wir jemandem, der uns nervös macht, sagen *du machsch mi ganz tubetänzig*.

Wer ohne Anstrengung etwas erreichen will, kann *warten, bis ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen*. Diese Redensart bezieht sich auf die Erzählungen aus dem Schlaraffenland, und bereits Luther brauchte sie: Dir wird keine gebratene Taube in den Mund fliegen. Ein Sprichwort sagt ja *besser einen Spatz in der Hand als eine Taube auf dem Dach*, will sagen, besser einen kleinen, aber sicheren Gewinn, als grosse Hoffnungen, die sich nicht erfüllen.

Wer *turtelt wie die Tauben* tut ganz verliebt und zeigt es vor aller Welt. Die Taube galt schon bei den Römern als Vogel der Liebe. Ihr Name war ein Kosewort, das auch im „Hohen Lied“ mehrfach verwendet wird: „Meine Taube in den Felsenklüften“, „deine Augen sind Tauben“ oder „meine Taube, meine Makellose“. Die Taube symbolisiert in der Bibel ausserdem die Aufrichtigkeit und ist ein sichtbares Zeichen des Heiligen Geistes. In der weissen Taube sehen wir den Seelenvogel; im Lied „La Paloma“ überbringt sie der Geliebten die Todesnachricht des ertrunkenen Seemanns. Seit Jahrhunderten ist sie ein Friedenssymbol. Eine der drei Tauben, die Noah aus der Arche fliegen liess, kehrte mit einem Ölzweig zu ihm zurück. Die Taube mit dem Ölzweig im Schnabel wurde zum Zeichen des Friedens und später auch der Friedensbewegung auf der ganzen Welt.

Ich lernte als Kind noch den Ruf der Turteltaube, die den ersten Teil ihrer Bezeichnung aus lautmalerischem lateinischen *turtura* entlehnt hat, mit einem Vers nachahmen:

Hansruedi,

wo wosch hii?

Ga Thun.

Waas ga mache?

Ärbs chouffe.

Wiviiu?

E Mütt.

Mit der Turteltaube gehen wir in die baumbestandene Hofstatt und der Hecke entlang über Feld und Wald, wo die wilden Vögel leben, die wir seit dem Mittelalter als Frühlingsboten so gern besingen:

D Zit isch do, d Zit isch do,
sings uf em Nussbaum scho gguggu.

D Zit isch do, d Zit isch do,
sings uf em Nussbaum scho.

Sings uf em Schleedornhaag,
sings, was es singe mag.

S isch Meietaag, s isch Meietaag.

Alle Vögel sind schon da, alle Vögel alle, Amsel, Drossel, Fink und Star und die ganze Vogelschar. Im Lied von den beiden Vögeln, die im schönen Walde Hochzeit halten wollten fidirullalla, singen wir vom Auerhahn, welcher der würdige Kapellan war, von der Amsel, der Braut, und der Drossel, dem Bräutigam, von den Gänsen und den Anten, den Musikanten, vom Wiedehopf, der der Braut nen Blumentopf schenkt, und von der Meise, die das Kyrieleison leise singt.

Besondere Probleme bereitet den Sängerinnen und Sängern der Schlag des Buchfinken. Mal klingt er *zi zi will will will will will zispencia*, mal *zi zi zizizizi wüurzgebier*, mal *zi zi zi zi zi zi teroiti*, mal *zi zi zi zi zi zi biriee*. Tatsache ist, dass die Vögel in unseren Liedern sehr häufig vorkommen, vielleicht weil wir ihnen beim Singen am nächsten sind, weil sie uns mit ihrem *Singen, Zwitschern, Pfeifen, Piepsen, Trillern, Flöten, Schmetterern, Rufen, Krähen, Krächzen, Gurren, Kollern* meistens eine Freude machen. Viele Vögel tragen deshalb das Attribut *Sänger* in ihrem Namen, so der *Berglaubsänger*, der *Birkenlaubsänger*, der *Gartensänger*, der *Tannenlaubsänger*, der *Teichrohrsänger*, der *Waldlaubsänger* und der *Weidenlaubsänger*.

Der König der gefiederten Sänger ist aber unangefochten die *Nachtigall*, die viel bedichtete, über die Clemens Brentano schrieb:

Nachtigall, ich hör dich singen
's Herz im Leib möcht mir zerspringen,
Komme doch und sag mir bald,

Wie sich alles hier verhalt'.
 Nachtigall, ich seh dich laufen,
 An dem Bächlein tust du saufen,
 Tunkst hinein dein Schnäbelein,
 Meinst es sei der beste Wein!
 Nachtigall, wohl ist gut wohnen
 In der Linde grünen Kronen,
 Bei dir, lieb Frau Nachtigall,
 Küsst dich Gott viel tausendmal!

Auch die *Nachtigall* trägt das Singen in ihrer Bezeichnung, denn das Wort heisst nichts anderes als „Nachtsängerin“. Im Althochdeutschen des frühen Mittelalters lautete es *nachtagala* mit *Nacht* als erstem Wortteil und altem *gala* „Sängerin“ als zweitem Wortteil, der abgeleitet ist vom heute ausgestorbenen Verb *galan* „singen, Zaubergesänge singen“.

Die *Nachtigall* ist im Berlinischen bis heute bekannt in der Redensart *Nachtigall ick hör dir trapsen*, was so viel heisst wie „ich merke, was los ist; ich rieche den Braten“. Sie ist 1878 erstmals in Hans Meyers „Richtigem Berliner“ schriftlich belegt und vermutlich entstanden als Verballhornung des ersten Verses des Brentano-Gedichts, das ich Ihnen eben vorgelesen habe: Nachtigall, ich hör dich singen.

Der Gesang der Nachtigall gilt seit der Antike als glücksbringendes Omen; im Volksglauben ist sie zudem als Verkünderin eines sanften Todes bekannt. Darauf spielt Shakespeare in seinem berühmten Dialog in „Romeo und Julia“ an, wenn er Julia sagen lässt:

Willst du schon gehen? Der Tag ist ja noch fern.

Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,
 Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
 Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
 Glaub, Lieber, mir: es war die Nachtigall.

Und Romeo antwortet:

Die Lerche war´s, die Tagverkünderin,
 Nicht Philomele; sieh den neid´schen Streif,
 Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.
 Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,

Der muntre Tag erklimmt die dunstigen Höhn;

Nur Eile rettet mich, Verzug ist Tod.

Scheu wie die Nachtigall ist auch der *Kuckuck, dr Gugger*. Aber ihn führen wir öftes im Mund. In Sätzen wie *weiss dr Gugger, won i das Gält söll häärnää* oder *weiss dr Gugger, wo mis Händy isch* meint der Ausdruck *weiss dr Gugger* „das weiss der Kuckuck (aber ich nicht)“. Weshalb der Kuckuck wissen soll, was wir nicht wissen, ist den meisten von uns nicht klar.

Der Kuckuck, der in den Schweizer Mundarten *Gugger, Guggugg, Gugguu, Gugguuser*, in Schaffhausen *Gugguuch* oder *Gugguucher* heisst, hat seinen Namen einerseits von seinem Ruf, den wir mit *gugguu* oder *guggugg* imitieren, andererseits, wie die Schaffhauser Wortform zeigt, vom mittelhochdeutschen Wort *gouch* mit der Bedeutung „Kuckuck, Narr“, das aber auch auf den Ruf des Vogels zurückgeht.

Kuckuck! Kuckuck! Rufts aus dem Wald, dichtete Hoffmann von Fallersleben. In Liedern und Gedichten wird der Kuckuck oft besungen, in Redensarten und Versen oft angesprochen. Das macht deutlich, dass er im Volksglauben eine wichtige Rolle spielte. Mit seinem Rufen verkündete er den Frühling, was in Redensarten wie *dr Gugger mues schpöötschtes am 9. Aberelle schreie und sött em s Füdli verheie* und *im Merze sett de Gugger choo und wenn er i Häntsche müesst choo* zum Ausdruck kommt. Daran knüpfte auch der Glaube, dass der Kuckuck, wie der Osterhase, den Kindern bunte Eier ins Nest lege. Der Berner Dichter Gottlieb Jakob Kuhn schrieb um 1800 im Gedicht „Der Kuckuck“:

*U z' Ostre vor em erste G'lüt,
We-n-all's no i de Fedre lyt,
So flügst du still zu-n-jedrem Hus,
U chramist schöni Eyer us.*

Weil man den scheuen Vogel zwar hörte, aber kaum sah, rufen wir noch heute *gguggu* oder *ggugguuseli*, wenn wir beim Versteckspiel mit einem Kleinkind einen Gegenstand oder uns kurz zeigen. Der scheue Vogel galt als Verkünder von Glück oder Unglück. Wer beim ersten Ruf des Kuckucks Geld oder Brot im Sack hatte, der hatte, so glaubte man, das ganze Jahr davon. Umgekehrt hungerte man das ganze Jahr, wenn man beim ersten Ruf nüch-

tern war. Grub man die Erde aus, auf welcher der rechte Fuss beim ersten Kuckucksruf stand, gediehen dort, wo man die Erde hinstreute, keine Flöhe. Wer *jemandem ein Kuckucksei ins Nest legt*, schiebt ihm etwas unter. Oft wird diese Redensart auch für ein uneheliches Kind gebraucht. Die Neue Zürcher Zeitung titelt in der Ausgabe vom 2.11.2006: „Ein Kuckucksei für die Stadt Uster“ und meint mit *Kuckucksei* eine positive Angelegenheit, welche sich ins Negative gewendet hat. Die Redensarten vom Kuckucksei gehen vom brutparasitären Verhalten des Vogels aus, der seine Eier in fremde Nester legt.

Oft wurde jedoch der Kuckuck als dämonisches Wesen angesehen und galt geradezu als Verkörperung des Teufels. Deshalb steht in vielen Ausdrücken das Wort *Gugger* bis heute stelvertretend für das Tabuwort *Tüüfel*:

<i>Das het dr Gugger gsee</i>	<i>das het dr Tüüfel gsee</i>
<i>Dr Gugger söl di hole</i>	<i>dr Tüüfel söl di hole</i>
<i>Es isch alls zum Gugger</i>	<i>es isch alls zum Tüüfel</i>
<i>Hols dr Gugger</i>	<i>hols dr Tüüfel</i>
<i>Nääm di dr Gugger</i>	<i>nääm di dr Tüüfel</i>
<i>Weiss dr Gugger</i>	<i>weiss dr Tüüfel.</i>

Weiss der Kuckuck steht also verhüllend für *weiss der Teufel*, so wie in den Ausdrücken *hee zum Gugger*, *botz Gugger* und in der Redeweise *es nimmt mi ds Guggersch scho wunger der Gugger* für den *Tüüfel* steht. Bereits im 17. Jahrhundert schrieb ein Autor *der Welt Dank, des Guggers Lohn* und meinte damit *der Welt Dank, des Teufels Lohn*. Lutz Röhrich merkt in seinem Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten an:

„*Kuckuck* gehört heute zu den häufigsten Wörtern wie *Donner*, *Geier*, *Himmel*, die in Flüchen und Verwünschungen als Euphemismen für den Teufel gebraucht werden.“

Als ich das Wort *Schiiterchüngeli* erstmals hörte, brachte ich es nicht mit einem Vogel in Verbindung. Ein *Chüngeli* ist für mich „ein Kaninchen“ und *Schiiter* seind „Scheiter“.

Das Schweizerdeutsche Wörterbuch half mir aus der Verlegenheit, denn das *Schiiterchüngeli* erscheint unter dem Stichwort *Chünig*, der Mundartform von *König*. Eine verkürzte Form von *Chünig* ist *Chüng*, daher der Familienname *Küng*, und die Verkleinerungsform davon ist *Chüngeli* „Königlein“. *Schiiter-*

chüngeli ist eine Bezeichnung für den Zaunkönig. Belegt ist das Wort für den Kanton Bern. Im Deutschen Wörterbuch ist *Scheiterkönig* belegt für das Tirol, mit der Bemerkung, der erste Teil des Wortes *Scheiter-* sei zurückzuführen auf *Scheiterling*, eine Bezeichnung für den Holzzaun, die sich aber in unseren Mundarten nicht belegen lässt.

In seinem Vogelbuch von 1557 schreibt der Zürcher Konrad Gessner: „Das zaunschlipflin ist dem küngelin in vilen stucken gleich; wirt zu teutsch ein turnkönig, schnykönig, zunkünig, nesselkünig, winterkünink und mäuskünig genennt.“

Mit dem *zaunschlipflin* ist der Zaunkönig gemeint, der in unseren Mundarten *Haagschlüfferli*, *Haagschliefferli* oder *Zuunschlöpferli* heisst. Mit *küngelin* ist das Goldhähnchen gemeint, dessen gelbe Kopffedern als Krone gedeutet werden können. Wohl wegen des auffälligen Kopfputzes ist die lateinische wissenschaftliche Bezeichnung des Goldhähnchens *regulus* „Königlein“ und die Mundartbezeichnung *Chünigli* oder *Chüngeli*.

Der Zaunkönig, der auch ein *Chüngeli* sein kann, verdankt seinen Namen hingegen der Tatsache, dass er der kleinste einheimische Vogel ist und der Geschichte von der Königswahl der Vögel, die seit der Antike erzählt wird. Die Vögel beschlossen einst, denjenigen zu ihrem König zu wählen, der am höchsten fliegen könne. In der Version der Geschichte, welche die Brüder Grimm unter dem Titel „Der Zaunkönig“ erzählen, lautet die entscheidende Stelle so:

„Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich also die ganze Schar in die Luft. Der Staub stieg da von dem Felde auf, es war ein gewaltiges Sausen und Brausen und Fittichschlagen, und es sah aus, als wenn eine schwarze Wolke dahinzöge. Die kleinern Vögel aber blieben bald zurück, konnten nicht weiter und fielen wieder auf die Erde. Die grössern hielten's länger aus, aber keiner konnte es dem Adler gleichtun, der stieg so hoch, dass er der Sonne hätte die Augen aushacken können. Und als er sah, dass die andern nicht zu ihm hinauf konnten, so dachte er: Was willst du noch höher fliegen, du bist doch der König, und fing an sich wieder herabzulassen. Die Vögel unter ihm riefen ihm alle gleich zu: ‚Du musst unser König sein, keiner ist höher geflogen als du.‘ – ‚Ausgenommen ich,‘ schrie der kleine Kerl ohne Namen, der sich in die Brustfedern des Adlers verkrochen hatte. Und da er nicht müde war, so stieg er auf

und stieg so hoch, dass er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Als er aber so weit gekommen war, legte er seine Flügel zusammen, sank herab und rief unten mit feiner, durchdringender Stimme: ‚König bün ick! König bün ick!’

Die anderen Vögel wollten aber diesen Winzling nicht als ihren König anerkennen. Wegen ihres Zorns darf er sich nicht mehr blicken lassen und erhält aus Spott seinen Namen:

‚Er schlüpft in den Zäunen herum, und wenn er ganz sicher ist, ruft er wohl zuweilen: ‚König bün ick!’, und deshalb nennen ihn die anderen Vögel aus Spott Zaunkönig.“

Der Name des kleinen Singvogels ist im 15. Jahrhundert im Mitteldeutschen erstmals als *czune künnyck* belegt. Aber bereits im Althochdeutschen des frühen Mittelalters heisst er *kuning* oder mit der Verkleinerungsform *kuningil* oder *kuningilin*.

Auch in unseren Nachbarsprachen wird er zuweilen *Königlein* genannt. Im Französischen teilt er sich mit dem Goldhähnchen die Bezeichnung *roitelet*. In italienischen Regionalsprachen ist er der *re di macchia*, *reattino* oder *re meschino*, wohl beeinflusst vom griechischen *basiliscos*. Im Spanischen ist er der *reyzuelo*. Auch die Iren nennen den Zaunkönig, der im Schriftenglischen *wren* heisst, manchmal *king of all birds*.

Bis ins 19. Jahrhundert gab es auf der Insel Man den Brauch der Jagd auf den Zaunkönig, *hunting the wren*, bei dem in der Nacht des 24. Dezember ein Zaunkönig gejagt, getötet, aufgebahrt und feierlich bestattet wurde. Mit diesem Brauch begann die Weihnacht. Im Süden Irlands soll dieser Brauch ebenfalls verbreitet gewesen sein und der französische Naturforscher Charles Nicolas Sigisbert Sonnini de Manoncourt (1751-1812) will ihm auch in einer Stadt bei Marseille begegnet sein. Die Bräuche weisen darauf hin, dass dem Zaunkönig, dem heiligen Vogel der keltischen Druiden, einst magische Kräfte zugeschrieben wurden.

Nun von einem kleinen zu einem lauten Vogel. Den Vogel, der auf Hochdeutsch *Elster* heisst, bezeichnen heute noch viele Schweizer und Schweizerinnen in ihrem Dialekt als *Agerschte*, *Ägerschte*, *Agertsche* oder *Ägerischt* und nicht als *Elschtere*. In anderen deutschen Dialekten heisst der Vogel *He-*

ister, Hätzle oder *Atzle*, wobei die letzten drei Wörter auch den Eichelhäher bezeichnen können.

Alle Wortformen gehen zurück auf die älteste belegte Wortform, auf althochdeutsches *agalstara*. Vom jüngeren *agelster* kam es, durch Kontraktion von *age* zu *ei* über *Eilster* zu heutigem *Elster*.

Auf Französisch heisst die Elster heute *pie*. Im Altfranzösischen hiess sie *agace*; das klingt noch im Verb *agacer* „auf die Nerven gehen, reizen“ nach. *Agace* ist verwandt mit *gazza*, der italienischen Bezeichnung für Elster. *Gazza* hat sich aus spätlateinischem *gaia* entwickelt, welches das *pica* des klassischen Lateins verdrängte. *Gaia* entwickelte sich über *gaiu* aus dem Vornamen *Gaius*, dessen Klang nach damaliger Auffassung das Krächzen des Vogels imitierte. Andere Etymologen sind der Auffassung, das sowohl *agace* als auch *gazza* aus dem Germanischen entlehnt und mit *agalstara* verwandt sind.

Die Herkunft von *agalstara* ist unklar. Doch lässt sich vermuten, dass die Elster wegen ihres langen, spitzen Schwanzes einfach „die Spitze“ hiess. *Ag*, verwandt mit lateinisch *acus*, heisst „spitz“. *Agle* ist ein altes Mundartwort für „Splitter, spitzes Ding“ und der *Egli*, der Flussbarsch, heisst so, weil er stachelig ist. Die Bezeichnung *agalstara* könnte zweiteilig sein: *agal* „spitz“ und *stara* „Star“, das auf einem lautnachahmenden Wort basiert. So gesehen, wäre die Elster der Star mit dem spitzen Schwanz.

Die Elster gilt traditionell als zänkisch. Sie ist als Vogel der Todesgöttin Hel eine Unheilbringerin, ein Totenvogel. *Der Ägerischt verchündet Striit, schreit s Wiggli isch dr Tood nid wiit*, lautet ein Reim über Elster und Kauz. In einem Text von 1909 steht: *O die cheibe Ägerschte, wänns nu nüd i üseri Nööchi chönd, gwüss würd bald öpper stärke*. Ihre Zweifarbigkeit wird, auf den Menschen übertragen, als Zeichen der Unzuverlässigkeit gedeutet: *Jedi Agerschte isch tschägget* kann ich abschätzig von jemandem behaupten, auf den ich mich nicht verlassen kann.

Wegen ihres zornig wirkenden Keckerns wurde die Elster zum Symbol für schwatzhafte Frauen: *Si rätschid wie Ägeschte*. Und schliesslich war man der Meinung, Hexen könnten sich in Elstern verwandeln. Vielen unglücklichen Frauen wurde in Hexenprozessen vorgeworfen, sie hätten sich in Elstern verwandelt, so auch der über 80-jährigen Verena Haumüller vom Rotsee, die

1652 zum Tod verurteilt wurde. Reste dieses Volksglaubens sind bis heute überliefert: *Si sääge, d Ägerschte siin Häxe*, lautet ein Vers in einem Berner Volkslied, und ein Thurgauer Kinderspruch sagt:

*Ägerschte, Ägerschte, wiiss und schwarz,
wenn d e Hex bisch, so flüüg uf di Platz!*

Weniger prominent und erst spät belegt ist in der deutschsprachigen Überlieferung das Motiv der *diebischen Elster*, wohl weil der Vogel die Bezeichnung „diebisch“ zu Unrecht trägt. Er hat, wie andere Vögel auch, Interesse an glänzenden Gegenständen, verschleppt sie aber nicht in sein Nest. Doch die *diebische Elster* erlangte musikalische Berühmtheit. Am 31. Mai 1817 wurde in der Mailänder Scala das zweiaktige Melodram *La gazza ladra* von Gioacchino Rossini uraufgeführt. Das Libretto geschrieben hatte Giovanni Gherardini und sich dabei auf die Komödie *La pie Voleuse* (1815) von J. M. T. Baudouin d'Aubigny gestützt. Die Erstaufführung des Rossini-Werks im italienischen Original im deutschsprachigen Raum war im November 1817 in München, in deutscher Sprache unter dem Titel *Die diebische Elster* am 6. Januar 1819 in Graz.

Der Ausdruck *diebische Elster* ist wahrscheinlich mit der Rossini-Oper in Deutschland bekannt geworden, denn er ist erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts belegt. Älter, und deshalb dem Vogel wohl direkt angedichtet, ist hingegen *stehlen wie eine Elster*.

Das Motiv der diebischen Elster hat nicht nur Musik-, sondern auch Literaturgeschichte gemacht. „Die diebische Elster“ heisst ein Erzählband von Alexander Herzen aus dem Jahr 1889. Den gleichen Titel hat ein Höspiel von Henry Slesar von 1976 und „Burglar – Die diebische Elster“ heisst die deutsche Version des Films „Burglar“ von Hugh Wilson aus dem Jahr 1987.

Der *Eichelhäher*, der oft in einem Atemzug mit der *Elster* genannt wird, heisst im Berndeutschen *Heregäägger*, im Schaffhauserdeutschen *Jääk, Hätzle* oder *Wättervogel*. Im zusammengesetzten Wort *Hereggäägger* ist der zweite Wortteil *Ggäägger* abgeleitet vom Verb *ggäägge* „krächzen“ und meint also „Krächzer“. *Here* hat nichts mit einem Herrn zu tun; es ist eine zusammengesetzte Form von *hehere*, der alten Wortform von *Häher*. *Häher* hat indoeuropäische Wurzeln, ist verwandt mit griechisch *kissa*, das den Häher oder die Elster bezeichnet, und ursprünglich lautmalend, weil es mit *kiki* den Ruf des

Vogels nachahmt. Die Lautverschiebung von k zu h ist regelhaft wie bei *cornu/Horn* und *canis/Hund*. Der Name *Heregäägger* bedeutet also nichts anderes als *Krächzkrächzer*.

Eigentlich wenig Spuren hat ein anderer Krächzer in der Sprache hinterlassen: die *Krähe*, *d Chrääie*, deren Name vom Verb *krähen*, *chrääie* abgeleitet, also lautmalerisch ist. Die Krähe hat einen schlechten Ruf, weil sie für die Menschen während Jahrhunderten der auffälligste Aasfresser war, der sich auch auf Richtstätten über hingerichtete Menschen hermachte. Die Krähe war der *Galgenvogel*. Johann Heinrich Zedler charakterisiert sie in seinem Universallexicon aus dem 18. Jahrhundert wie folgt:

„Die gemeinen Krähen sind gantz schwartz / also, dass sie vor Schwärtze gleissen, thun grossen Schaden an dem jungen und zahmen Geflügel und deren Eyern, welche sie in der Brutzeit gerne aussauffen. Sie gehen auch hinter dem Pflug her, um in der frischen Erden die Regenwürmer und Maden zu suchen, und hinter dem Säemann, die ausgestreuten Saamenkörner aufzufressen, und sind endlich in Gesellschaft derer Raben um die hohen Gerichte, ingleichen bei denen Schindängern und Luderplätzen in Menge anzutreffen.“

Im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit sagte man von einem zum Tode Verurteilten, man teile „den lip den krähen und daz gut den erben und die lehen den hern“ oder kürzer und prägnanter „den krähen das fleisch, den herren das gut“.

Im Hochdeutschen ist eigentlich nur eine Redensart geläufig, welche die Krähe zum Sinnbild nimmt: *Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus*, d. h. „Berufs- oder Standesgenossen halten zusammen“. Eine seltene Sache konnte man als *weisse Krähe* bezeichnen und auch unsere Mundart kennt die Redensart *mi Läbtig han i nüüt so gsee, e schnewiissi Chrääien u schwarze Schnee*. Regte jemand durch ein hingeworfenes Wort viele auf, spottete man *er het en Schtei under d Chrääie grüert*. Wer sich erbricht macht krächzende Würgelaute, deshalb sagen wir dem Erbrechen auch *d Chrääie verschpotte*, *de Chrääie predige* oder *de Chrääie rüeffe*. Im Scherz konnte man einem kleinen Kind die fünf gespreizten Finger einer Hand auf den Kopf drücken und sagen *esoo hocke d Chrääien aab* oder fragen *wievil Chrääie hesch uf em Chopf?*

Schliesslich war *Chrääie* oder *Näbuchrääie* ein Schimpfwort für eine dürre, gemeine oder allgemein als missraten beurteilte Frau. Gotthelf schrieb in einem seiner Romane: *Mi müesst doch bling sii, we me well gloube, e settigi Chrääie chöm us irer Familie*. An unserem Körper mögen viele heute die *Krähenfüsse* nicht, jene kleinen Hautfalten, die von den äusseren Augenwinkeln strahlenförmig nach den Seiten verlaufen. Sie werden mit Botox bekämpft. Der Ort *Krähwinkel* gilt seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts als Musterbild beschränkter Kleinstädtereie; dort handeln *Krähwinkler krähwinklerisch* und begehen *Krähwinkeleien*. Obwohl der Ortsname *Krähwinkel* in Deutschland mehrfach vorkommt, wurde er erst durch August von Kotzebue zum Sinnbild für Spiessbürgerlichkeit. Kotzebue schrieb 1803 das Lustspiel „Die deutschen Kleinstädter“, das in *Krähwinkel* spielt, und 1810 das Lustspiel „Des Esels Schatten oder der Process in *Krähwinkel*“.

Meine Damen und Herren, ich muss zum Schluss kommen, obwohl das Thema längst nicht ausgeschöpft ist, denken Sie nur an den *Schwan*, den *Schwanenhals* und den Ausdruck *mir schwant*, der als Jux lateinischkundiger Gelehrter entstand wegen der Lautnähe von *olet mihi* „es ahnt mir“ und *olor* „Schwan“. Denken Sie an den *Spatz*, den *Dreckspatz* und das *Spatzenhirn*, den *Fink* und den *Mistfink*, den *Adler* und die *Adlernase*, den *Storch* und das *Kinderkiegen*, die eine *Schwalbe*, die noch keinen Sommer macht, den *Hühnervogel* und die *Vogelscheuche*, den *kauzigen Kauz*, die Eulen, die man nach Athen trägt, den *Strauss*, der den Kopf in den Sand steckt, und den *Paradiesvogel*.

Nicht nur der Vogel und die verschiedenen Vogelarten haben wir in unsere Sprache integriert, in Wortableitungen, Bedeutungsübertragungen, Redensarten und Metaphern. Wir arbeiten mit unserer Sprache auch mit den Körperteilen des Vogels und übertragen Wörter, welche ihre Lebensweise bezeichnen, auf uns. Wir sprechen gern, wie uns der *Schnabel* gewachsen ist, sollten manchmal *den Schnabel halten* und können mit *Schnabelwetzern* wie *dr Papscht het z Schpiez ds Schpächpschteck z schpäät pschteut den Schnabel wetzen*.

Man dürfe sich, behaupten wir, nicht *mit fremden Federn schmücken*. Wir mögen es nicht, wenn *viel Federlesens* gemacht wird. *Viel Federlesens* meint heute „grosse Umstände“, ursprünglich bezeichnete das *Federlesen* das be-

flissene Wegklauben angeflogener Federn von der Kleidung höhergestellter Personen. Der Ausdruck *e lätzgfäderete Siech* bezieht sich vielleicht auch auf das Federkleid des Vogels und meint den Widerborstigen, den Andersartigen. Wer *Federn lassen muss*, muss eine Einbusse oder einen Schaden erleiden. Wir gehen *in die Federn* und kommen *aus den Federn*, wenn wir ins Bett gehen oder aus dem Bett kommen. Wir fühlen uns lieber *federleicht* als *bleischwer* und schauen lieber zu den hohen *Federwolken* hinauf als zu den tiefhängenden *Regenwolken*. Im Sport ist das *Federgewicht* die niedrige Gewichtsklasse; wir haben das Wort aus englisch *featherweight* entlehnt. Nicht Vögel sind *federführend*, sondern Menschen, wenn sie für einen Bereich verantwortlich sind. Das Wort bezieht sich auf die Tatsache, dass der Federführende die *Schreibfeder* führt, die schon lange kein Federkiel und keine Stahlfeder mehr ist, sondern ein elektronisches Schreibgerät. Trotzdem mögen wir es auch heute noch nicht, wenn der *Federführende* ein *Federfuchser* ist, also einer, der pedantisch auf der genauen Einhaltung von Vorschriften beharrt. Wir sind meist froh, wenn unsere Kinder *flügge* werden. Wir lieben es nicht, wenn Menschen sich *aufplustern*. Wenn wir mutlos oder bedrückt sind, *lassen wir die Flügel hängen* oder sind *flügelahm*, guter Zuspruch kann hingegen *jemandem Flügel verleihen*. Zeigt hingegen jemand zu viel Tatendrang, muss man ihm *die Flügel stutzen*. Auch der *Flügel* von Steinway oder Bösendorfer heisst so, weil er in der Form einem Vogelflügel gleicht. Das *Flügelhorn* gleicht nicht einem Flügel; es heisst so, weil es das Horn derjenigen Jäger war, welche die Flügel einer Treibjagd befehligten. Die Flügel der Treibjagd verdanken, wie die Flügelstürmer einer Fussballmannschaft und die Mitglieder von Parteiflügel, ihre Bezeichnung dem Vogelflügel, denn sie treten immer paarweise als äusserste Teile einer Gruppe auf.

Das alte Mundartwort für *Flügel* ist *Fäcke*, eine Ableitung von *vettech*, neuer *Fittich*. *Gstolnigs und erspiilts Gäld hät Fäcke*, d. h. „ist vergänglich“, behauptete man. Und einem Naseweisen oder Voreiligen riet man: *Me mues nid wölle flüüge, öb me Fäcke het*. Früher konnte man einen Mann *a de Fäcke nee* oder *a de Fäcke zum Wiirtshuus use zie*, weil die Kittel oder Röcke hinten lange Zipfel hatten. Ein Spruch lautete: *Katriinli, wenn du flüüge witt, gang nüd is Pardiisli, wo die Ängeli Fäcke händ as wie die Flädermüüsli*. *Fäcke wie die Flädermüüsli* haben eben die Teufelchen.

Wir sprechen vom *Ei des Kolumbus*, sagen *das Küken wolle klüger sein als die Henne*, rufen aus *ach du dickes Ei* und kommen manchmal *wie aus dem Ei gepellt daher*. Zwei können sich gleichen *wie ein Ei dem andern*. Hagelkörner sind manchmal *taubeneiergross*.

Vögel, das wollte ich Ihnen mit diesem kleinen Einblick ins Thema „der Vogel in der Sprache“ zeigen, sind nicht einfach Tiere, die wir mit unserer Lebensweise immer mehr aus der Welt drängen, weil wir ihre Lebensräume zerstören. Sie leben in uns, in unserer Sprache. Sie machen uns mit ihrem Gesang und Gezwitscher nicht nur viel Freude, wir drücken uns mit ihnen aus, wir erklären uns die Welt mit ihrer Hilfe, weil wir sie, ihr Wesen, ihre Lebensweise und ihre Vielfalt, verinnerlicht haben.

Verstossen wir sie aus unserer Welt, weil wir den freien Markt und die Globalisierung nur auf Waren bezogen verstehen, nicht auch auf Lebewesen, Lebensarten und Lebensräume, weil wir mit unserer Gier nie den Hals voll kriegen, weil wir Universalität nur als Einförmigkeit verstehen können, verstossen wir sie auch aus uns und werden dadurch ärmer. Es wäre schön, wenn wir auch in hundert Jahren noch *einen Vogel haben* könnten.